

Ritter und König : zur symbolischen Bedeutung des Ritters

Autor(en): **Etter, Hansueli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **7 (1994)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-893200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ritter und König

Zur symbolischen Bedeutung des Ritters

Hansueli Etter, Bäretswil

Der Ritter in Kultur und Literatur

Die bekannteste Figur aus dem Mittelalter ist wohl der Ritter. Unzählige Romane und Dramen werden ihr gewidmet. Erinnern wir uns nur an den zehnbändigen Roman von Alexandre Dumas dem Älteren (1802–1870) «Die drei Musketiere» (1844/45) und an die Rittersatire von Miguel de Cervantes (1547–1616) «Don Quijote» (1. Teil 1605, 2. Teil 1615) oder an Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) «Götz von Berlichingen» (1773) und Heinrich von Kleists (1777–1811) «Kätchen von Heilbronn» (1810). In unserer Zeit sind Ritterfilme so beliebt, dass laufend neue Versionen erscheinen – jüngst das erfolgreiche Remake der Legende von Robin Hood mit Kevin Costner in der Hauptrolle.

Wer schnitzte nicht als Knabe in seiner Jugend Holzschwerter, setzte sich aufs Schaukel- oder Steckenpferd und fühlte sich als Ritter ohne Furcht und Tadel. Selbst in unserer Sprache überlebt das zugegebenermassen etwas aus der Mode gekommene Wort «ritterlich». Der mittelalterliche Ritter erfuhr sogar im Zusammenhang mit der Verkehrssicherheit eine Neugeburt im «Ritter der Strasse», einer Ehrenbezeichnung für Leute, die sich gegenüber im Strassenverkehr Verunfallten vorbildlich, mutig und selbstlos verhalten.

Historische Realität

Wer oder was waren diese noch heute in Ehren gehaltenen Ritter damals? Die Ritter bildeten im Mittelalter einen Berufskriegerstand, der sich aus der Gefolgschaft und den Lehensleuten heraus entwickelte. Seit dem 9./10. Jahrhundert verdrängten diese berittenen und schwergerüsteten Heere der Berufskrieger das Volksaufgebot. Durch den Ritterdienst konnten Unfreie – reichere Bauern, Handwerker, Kaufleute – in den niederen Adelsstand aufsteigen. Sie bildeten zusammen mit dem hohen Adel eine Adelsgenossenschaft, die sich durch einen höfischen Le-

bensstil auszeichnete. Das höfische Wesen der ritterlichen Gesellschaft beruhte auf den christlichen Idealen der Zucht (des Masshaltens), der hohen Minne (des Frauentienstes), der Treue gegenüber dem Lehensherrn, der Barmherzigkeit und dem Waffenhandwerk. Nach einer sorgfältigen Standeserziehung, in der der Jüngling zuerst als Knappe eines Ritters oder Fürsten diente, wurde er durch den Ritterschlag wehrhaft und in den Ritterstand erhoben. Durch die Verbindung des Rittertums mit der Kirche kam es zu den geistlichen Ritterorden – wie zum Beispiel der Templer (gegründet 1119) –, die von Königen und Fürsten gestiftet worden sind und hohes Ansehen genossen.

Die Blüte erlebte das Rittertum zur Zeit der Kreuzzüge. Im Verlaufe des 12. Jahrhunderts vergrösserte sich die adlige Oberschicht durch den sozialen Aufstieg vieler bewaffneter Gefolgsleute und herrschaftlicher Beamte. Sie lebten entweder bescheiden und unabhängig auf einem eigenen Bauerngut oder standen in Diensten eines mächtigen weltlichen oder geistigen Fürsten. Im Ausland erworbene Rittertitel waren besonders begehrt. Zum Titel gehörte auch ein oft für teures Geld erkaufter Wappenbrief und ein repräsentatives Wappen. Der Besitz einer Burg mit Herrschaftsrechten war sichtbarer Ausdruck für das neue Standes- und Selbstbewusstsein eines Ritters.

In vielen eidgenössischen Städten war der Rittertitel bis zur Reformation Voraussetzung für hohe Ämter. Nebst dem sozialen Aufstieg bedeutete er also auch den Einstieg in eine politische Karriere. Beispiele dafür aus Zürich sind der berühmt-berühmte, möglicherweise vergiftete Rudolf Brun (um 1305–1361) oder sein schliesslich enthaupteter späterer Nachfolger, Hans Waldmann.

Das Ritterideal als Projektion

Woher kommt wohl diese jahrhundertalte Idealisierung eines kriegerischen

Berufsstandes aus dem Mittelalter, von dem die meisten Leute nur wenig historisches Wissen haben? Der Ritter verkörpert eine Gestalt, der vor allem symbolische Bedeutung innewohnt. Er ist offenbar Träger einer sogenannten Projektion, das heisst, Träger eines inneren, unbewussten Bildes, das uns im Ritter gegenübertritt. Ungeachtet der historischen Überlieferung verbinden wir heute den Ritter mit Eigenschaften wie edel, tapfer, loyal, treu, stets fürs Gute kämpfend, mutig, standfest, grosszügig gegenüber dem Feind, sich für Frauen und Kinder einsetzend, die christlichen Ideale hochhaltend, gesittet, tugendhaft, zurückhaltend, höflich. Im Beiwort höflich steckt das Hauptwort Hof. Dieses verweist auf Sitten, Anstand und höfischen Umgang, wie wir es uns am Hofe eines Fürsten oder Königs vorstellen. Im Gegensatz dazu steht das Bäuerische, Derbe und Einfache. Weil die Mehrzahl der Menschen unserer Kultur mehr oder weniger das gleiche innere Bild auf den Ritter projizieren, entspricht er einem kollektiven inneren Bild. Solche kollektiv gültigen inneren Bilder bezeichnete der Schweizer Tiefenpsychologe Carl Gustav Jung (1875–1961) als archetypische Bilder. Weitere archetypische Bilder sind zum Beispiel der Vater, die Mutter, der Alte Weise, der Jüngling, die Jungfrau u. a. m. Sie repräsentieren zum Beispiel die Gesamtheit aller Möglichkeiten, Vater oder Mutter zu sein, und sind deshalb den Instinkten verwandt. Jeder individuelle Vater und jede individuelle Mutter verwirklichen bestimmte Aspekte dieser kollektiven psychischen Möglichkeit. Diese a priori bestehenden archetypischen Grundmuster werden jeweils auf geeignete Objekte projiziert, was bewirkt, dass diese Objekte eine aussergewöhnliche emotionale Bedeutung bekommen, die durch die nüchternen Tatsachen nicht zu begründen sind. Deshalb erreicht der Ritter noch heute eine gefühlsmässige Bedeutung, die an der historischen Wirklichkeit vorbeigeht. Uns stellt sich hier die psychologische



Miniatur von Ritter Hartmann von Aue aus der Grossen Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse, um 1314 entstanden). Das Bild zeigt den Ritter mit Speer, Schild und Rüstung auf seinem Pferd, an einem Rosenbusch vorbeigaloppierend. Der Rosenbusch weist darauf hin, dass er für die Liebe kämpft.

Frage, welches archetypische Grundmuster hinter dem archetypischen Bild des Ritters steht, wodurch er eine besondere gefühlsmässige Bedeutung erreicht, die weit über die historische Wirklichkeit hinausgeht.

Ein Ideal vom höheren Menschen

Eine der bedeutendsten Rittersagen rankt sich um die halb historische, halb sagenhafte Gestalt König Arthurs von Britannien und seine ritterliche Tafelrunde. Während Jahrhunderten galten diese Erzählungen als eine Art Kodex sittlicher Wesens- und Lebensart. Die Haltung, die sich darin spiegelt, stellte aber schon damals ein unerreichbares Ideal dar. «Parzival», das uns am besten bekannte Werk, schrieb Wolfram von Eschenbach zwischen 1200 und 1207.

Emma Jung hat bis zu ihrem Tode an der psychologischen Ausdeutung der Gralslegende gearbeitet; Marie-Louise von Franz hat sie ergänzt und zu Ende geführt. In ihrem Buch schreiben sie zur psychologischen Bedeutung des Ritters folgendes: «Der Ritter verkörpert das von jener Zeit geprägte Bild des höheren Menschen; aus den Worten, mit welchen Gornemann dem jungen Parcival den Ritterschlag erteilt,

geht dies deutlich hervor. So durften z. B. nur auserlesene Ritter Arthurs Tafelrunde angehören, welche nicht allein in den ritterlichen Künsten wie Waffenführen, Reiten und Jagen Meister waren, sondern auch die ritterlichen Tugenden Mut, Tapferkeit, Furchtlosigkeit, Kampffreudigkeit und Abenteuerlust, vor allem aber Treue und Loyalität, in hohem Masse besaßen. Freundes- und Vasallentreue, Loyalität selbst gegen den Feind, wurde als die höchste dieser Tugenden angesehen, und wer sie verletzte, hatte damit seine Ritterlehre eingebüsst. Ausser dem Bestehen von Kämpfen und Abenteuern um den Ruhm und Preis der Ritterschaft gehörte es zu den Funktionen von Arthurs Rittern, Ordnung zu schaffen im Lande, Unrecht und Gewalttat zu verhindern und vor allem auch bedrängten Frauen und Mädchen beizustehen. Denken gehörte nicht zu den ritterlichen Künsten; die einzige geistige Betätigung, von der die Erzählungen zu berichten wissen, bestand in gelegentlichem Schachspiel. In Wirklichkeit war Denken die Sache des Klerus. Jahrhunderte stellten diese Ritter von Arthurs Tafelrunde eine Art von Ideal dar.»¹

Tapfere Selbstverwirklichung

Ein Wesensmerkmal des Ritters war, dass er im Dienste eines Königs oder Fürsten stand. Wie aus Märchen und Träumen hervorgeht, steht der König symbolisch für die Idee der Ganzheit eines Menschen, das Ideal oder die Vollständigkeit eines Menschen, ein sichtbarer Ausdruck des Anthropos.² Auf den einzelnen Menschen bezogen bedeutet der König seine vollständige Persönlichkeit, sein umfassendstes Wesen und zugleich seinen Wesenskern. Jung nennt diesen vereinigenden Archetypus der Ganzheit das Selbst. Damit symbolisiert der Ritter eine seelische Grundhaltung, die ihn mutig, treu, loyal und diszipliniert seinen Schicksalsweg gehen lässt, ohne aber die hohe Minne, also den Dienst gegenüber der eigenen weiblichen Seite, insbesondere seiner Gefühle, zu vergessen. Der Ritter kann damit als archetypisches Bild einer idealen Grundeinstellung gegenüber seinem Selbst aufgefasst werden. Er verkörpert die richtige Lebenseinstellung in einem absoluten Sinne: er ist eigentlich ein Bild für die richtige Haltung um Selbstverwirklichung.

Mit Selbstverwirklichung meine ich nicht, dass man seinen eigenen ichhaften Vorstellungen nachleben kann – dies wäre Ich-

Verwirklichung – sondern die Verwirklichung des Selbst im Jungschen Sinne. Dies entspricht dem mutigen, treuen und disziplinierten, gleichzeitig aber gefühlsvollen Annehmen des eigenen, oft leid- und gefährvollen Lebensmusters. Wo das Gefühl aber fehlt oder sich in Macht umkehrt, wird der Ritter zu seinem Schatten: zum Raubritter. Dieser nutzt die ritterlichen Tugenden wie Mut, Kampfes- und Abenteuerlust, Tapferkeit, Furchtlosigkeit und Waffengeschick für seine ichhaften Zwecke. Damit verrät er seinen Minnedienst und wird roh, gemein, hart und habgierig.

Die psychologische Bedeutung der Ritter-Rüstung

Zum Ritter gehört in erster Linie das Pferd – diese Verbindung war namengebend. Das Pferd symbolisiert vorerst einen Instinkt, der den Ritter durchs Leben trägt. Die Verbindung mit diesem Instinkt vermittelt ihm Kraft, Dynamik, Wucht, Schnelligkeit und Beweglichkeit sowie Übersicht und Überlegenheit. Ein erfahrener Reiter arbeitet mit und nicht gegen das Pferd. Insofern versinnbildlicht der Reiter eine innere Haltung, die auf die Natur – auch auf seine eigene Natur – Rücksicht nimmt, womit er sich eine neue Quelle an Lebensenergie erschliesst. Gleichzeitig nimmt der Ritter aber verfeinerte höfische Umgangsformen an. Damit ist er ein natürlicher und zugleich ein kultureller Mensch, das heisst, weder kraftvoller Rohling noch hohler Geck.

Weiter gehört zum Ritter seine Rüstung, sein Schild und sein Schwert oder seine Lanze. Die Rüstung ist eine künstliche zweite Haut, die ihn unempfindlicher und unverletzbarer gegen Angriffe macht. Da sie von Menschenhand geschaffen ist, entspricht sie einer erworbenen Haltung, die ihn vor seelischen Verletzungen schützt: eine geistige Haltung, die im täglichen Leben hilft, Angriffe abprellen zu lassen, Sticheleien unbeschadet zu überstehen wie z. B. Bemerkungen, die «unter die Haut gehen» sollten. Das Schild und das Schwert oder die Lanze veranschaulichen das Geschick, äussere und innere Angriffe abzuwehren und mit dem scharfen, durchdringenden Verstand auf Probleme entschlossen hinzuweisen und sie zu zerlegen. Diese Attribute erlauben dem Ritter, eine

¹ Jung/Franz, S. 56.

² Jung 1980, 2, S. 447 ff.

dicke Haut zu haben, wenn er sie braucht, und notfalls schlagfertig und wehrhaft zu sein sowohl im äusseren Lebenskampf als auch bei Anfechtungen von innen.

Zeitloses Ideal

Das Bild des Ritters ist nicht nur auf das christliche Abendland beschränkt. Im alten Japan entsprach der Samurai dem Ritter. Das Epos der sieben Samurai, die selbstlos für arme Bauern kämpften, diente einem berühmten modernen Western, «Die glorreichen Sieben», als Vorbild. Auch hinter der überaus erfolgreichen Filmserie mit dem Geheimagenten

seiner Majestät 007, James Bond, ist dasselbe archetypische Bild zu erkennen: ein furchtloser, mutiger, seinem Auftrag treu ergebener Mann, der im Dienst des Königs gegen ein weltzerstörendes Prinzip kämpft. Kampfbereit, abenteuerlustig, aber mit Charme und dem Dienst an Frau Minne überwindet er Leiden, trotz den Gefahren und überwindet oft mit Hilfe des Zufalls das Böse. Obwohl die zahlreichen Filme dieses Genres immer nach demselben Muster ablaufen, sind sie ausserordentlich erfolgreich. Nach meinem Dafürhalten liegt der Grund dafür in der geschickten modernen Verpackung eines

archetypischen Grundmusters, des «Ritterarchetyps», der sich zwar in seinem Erscheinungsbild im Verlauf des 20. Jahrhunderts gewandelt hat, aber bis heute nichts von seiner eigentlichen Bedeutung verloren hat.

Literatur

Jung 1980. 1: C. G. JUNG, *Die Archetypen und das kollektive Unbewusste*. Gesammelte Werke 9/I. Olten 1980.

Jung 1980. 2: C. G. JUNG, *Psychologie und Alchemie*. Gesammelte Werke 12. Olten 1980.

Jung/Franz 1980: E. JUNG/M.-L. VON FRANZ, *Die Gralsslegende in psychologischer Sicht*. Olten 1980.

Comites und Milites – Grafen und Krieger im Hochmittelalter

Otto Ackermann, Fontnas

Welcher Spaziergänger hat sich beim Anblick einer Burg oder Ruine nicht schon gefragt, was das für Menschen waren, die einst hier gewohnt oder «gehaust» haben. Und schon schweifen die Gedanken zurück in frühere Jahrhunderte, und vor dem inneren Auge steigt das Bild der Ritter oder Grafen hoch zu Pferd auf. In den Köpfen der meisten Leute geistert das Idealbild der adligen Burgherren herum, und in unserer Sprache sind die Adjektive *ritterlich / höfisch / adelig* fast gleichbedeutend. Die wenigsten wissen Ritter, Grafen, Vögte und Fürsten, hohen und niederen Adel richtig auseinanderzuhalten – nicht ganz zu Unrecht, denn bereits im Hochmittelalter schlossen sich hinter dem Ritterideal der hohe und der niedere Adel zusammen und sonderten sich als Kriegerkaste ab vom gemeinen Volk der Bauern und dem aufstrebenden Bürgertum, und als im späten Mittelalter das Rittertum militärisch, politisch und wirtschaftlich am Ende war, blieb etwas vom Ritterlichen im *honnête homme* und *gentleman* der Neuzeit, und nach Aufklärung und französischer Revolution feierte der mittelalterliche Ritter eine vermeintliche Auferstehung in der Romantik bis hinein in die Standesehre der preussischen Offiziere und den üblen Dunst der Nazi-Ideologie.¹

Von den verschiedenen Ständesrollen der mittelalterlichen Gesellschaft – Mönch und Nonne, Bauer und Leibeigener, König und Kaiser, Bischof und Graf – hat der Ritter in der Phantasie der Leute bis heute besonderes Gewicht, und dies aus guten Gründen, verkörpert er doch einen ganz bestimmten Seelentypus.² Auch an der Volksschule nimmt sich der Geschichtsunterricht mit besonderer Intensität der Burg und ihrer Bewohner an³, und nicht selten sind Burgen und Ritter das Thema von Pfadfinderlagern.

Eindrücklich hatte vor einigen Jahren ein bekannter Schulbuchverlag den Band «Altertum» seiner mehrbändigen Weltgeschichte mit der Statue eines nackten Athleten gekennzeichnet, während den zweiten Band, «Mittelalter», ein eisengepanzter Ritter hoch zu Pferd auszeichnete: dort die antike Direktheit und natürliche Offenheit – hier eine harte Schale um eine innere Verletzlichkeit und das grosse individuelle Schutzbedürfnis, welches sich fortsetzt im Bau meterdicker Verteidigungsmauern der Burgen auf fast unzugänglichen Felsen! Und von dieser seelischen Gestimmtheit her stehen uns die mittelalterlichen Menschen oft näher als die nackten Athleten der Antike oder die Fürsten der Barockzeit mit Puderdosen und Perücken.

Die Geschichte der Grafengeschlechter derer von Montfort-Werdenberg-Sargans-Vaduz, die Handlungen der Herren von Hohensax und wie sie alle heissen, ist seit je Gegenstand historischer Forschung gewesen, weil eine grössere Anzahl von Urkunden und Verträgen seit dem 12. Jahrhundert von ihrem Bestimmen und Ordnen berichtet, und aus den Chroniken kann man wenigstens die Teilnahme oder Anwesenheit «unserer» Herren an den grossen Ereignissen der Reichs- und Weltpolitik erfahren. Vor allem lassen sich die Besitzverhältnisse und Besitzerwechsel aus den Quellen ungefähr erfassen, und ebenso kann man die Genealogie der Adelsgeschlechter in unserem Raum einigermaßen nachzeichnen. Aber die Mitarbeiter, Helfer und Bediensteten der Hochadligen erscheinen höchstens noch als Zeugen in grösseren Verträgen. Und doch waren diese Leute die eigentlichen Bewohner der Burgen. Von ihnen sind

1 R. Wohlfeil untersucht in seinem lesenwerten Beitrag *Ritter – Söldnerführer – Offizier. Versuch eines Vergleichs* (in Borst 1976), ob sich das Berufsethos des Offiziers der neuzeitlichen Armee direkt vom Ritterethos ableiten lasse, kommt aber zum Ergebnis, dass dessen Wurzeln vielmehr im Söldnerführer der frühen Neuzeit zu finden sind.

2 Vgl. den Beitrag von H. Etter in diesem Band.

3 Vgl. den Beitrag von H. Gabathuler in diesem Band.